Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 7 (1917)

Heft: 9

**Artikel:** S. Zurlinden : der Weltkrieg [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-635013

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sund, der Sund im Urzustande; er ist vielmehr der durch und durch verdorbene Hund, das Zerrbild des Hundes, das alle übeln Seiten der Sundenatur an sich trägt, aber nichts von den guten, so daß er hierin, da die Natur sonft nicht so häufig in Zerrbildern zeichnet, eine wirklich interessante Erscheinung bildet. Sein gesellschaftlicher Trieb ist nur scheinbar und von der Raubsucht und Mordluft bedingt. Die Wölfe geben nur in Rubeln, um ein startes Tier gu besiegen, wobei es einer jagt und die andern dem Opfer den Weg abzuschneiden suchen. Sie vereinzeln sich sofort nach gemachter Beute. Da sie sehr rasch verdauen, sind sie immer hungrig und gierig und trot ihres flapperdurren Aussehens beinahe unersättlich. Nach geendigter Mahlzeit fressen sie etwas Gras wie die Hunde. Die einzige gute Eigenschaft der Wölfin ist ihre treue Sorge für die Jungen. Sie versorgt und schütt diese mit Anstrengung und Mut und kehrt von großen Märschen stets wieder zu ihnen zurud. Im Jura wurde eine säugende Wölfin getötet und wenige Tage darauf fand man in dem vier Stunden entfernten Risouxwalde die drei jungen Wölfchen verhungert.

Alle Zähmung und Zucht haftet nur auswendig an dieser unveränderlichen und unerziehbaren Natur; der bestdressierte Wolf eilt bei erster Gelegenheit in seine Wildnis und ist der alte gemeine Mörder, und die sorgsamste Pflege pflanzt nicht einen Funten von Anhänglichkeit oder Treue in das niedrige Gemüt. Dabei ist es höchst interessant, daß bei der entschiedensten gegenseitigen Antipathie Wolf und Sund doch Bastarde, und zwar fruchtbare, erzeugen. Während Buffon einen jungen Wolf und einen jungen Fleischerhund drei Sahre lang zusammengesperrt hielt, ohne daß sie sich aneinander gewöhnen wollten, und der Sund die Bölfin, die immer Sandel mit ihm anfing, am Ende erwürgte, begattete sich auf der Pfaueninsel ein weißer Suhnerhund mit einer Wölfin und diese warf drei Junge, die zwischen beiden Arten abwechselnd die Mitte hielten. Auch in der Freiheit sollen solche Bermischungen vorkom= men. Solche Bastarde wurden öfters mit Erfolg als Schweißhunde benutt und haben statt des Gebelles ein widerliches Geheul. Farbenspielarten sind bei den Bölfen unserer Gebirge selten vorgekommen; doch sollen zu Gegners Beiten im Rheintal und in Bunden gang schwarze Wölfe häufig gewesen sein. In den Pyrenäen sind solche heute noch nicht selten; in den Ardennen hat man auch eine weiße Barietät gefunden. Der Schafal der mittlern alten Welt, ber langohrige rote Wolf Brasiliens und der mexikanische Wolf stimmen, soweit die Beobachtungen reichen, in Lebens= art und Naturell mit unserm Gebirgswolfe überein, von dem man jett nur noch selten eine Geschichte und auch diese immer mehr in mnstischem Gewande zu hören bekommt.

#### Die Löwenzüchter.

Im Rate der Paviane predigt ein Mandrill:
"Wir brauchen Löwen wieder, fost' es was es will!

Dem allgemein Wiederkäuen zu entflieh'n,
Gibt's einen einz'gen Ausweg: Leuen müßt ihr zieh'n."
Flugs gingen sie mit einem Romitee zu Werke
Und schrieben eine Prämie aus als Preis der Stärke.
Die einzige Bestimmung war zur Konkurrenz:
Vor jedem Hundskopf leisten eine Reverenz,
Durch Grunzen seine Leueneigenschaft beweisen
Und hinten eine blaue Uffenschwiele weisen.
Und als nun niemals blaue Löwen grunzten her,
Veschlossen sie: "Die Welt hat keine Leuen mehr."
Vestümmert aber meinte der Mandrill: "Was nun?
Was soll man schließlich mit dem Chrenpreise tun?"
Kein andres Mittel zeigte sich einstweilen,
Als unter sich die Prämie billig zu verteilen.
Die ganze Affengilde kam hierbei zu Ehren,
Was will man mehr von einem Löwenpreis begehren?
Spitteler. (Aus "Gleichnisse".)

## S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche. (Fortsetzung.)

Durchliest man das Buch, so wird man leicht den Gedanken nicht von sich weisen können, daß der Verfasser häufig, wenn er gegen den Wert des Krieges sprach, den deutschen Militarismus bekämpfte und nur einseitig orien= tiert sei. Die große Mehrzahl seiner Beispiele ist deutschen Büchern entnommen und wo er, wie in dem weitschichtigen, fast zweihundert Seiten fassenden Rapitel über den Mili= tarismus spricht, da bringt er fast nur deutsche Beispiele. Das ist entschieden ein Mangel des Buches, der zugegeben werden muß, den man aber sofort aus der Lage heraus= begreift. Es sind uns in der Sauptsache deutsche, englische und französische Schriften zugänglich; der Berfasser behandelt eingehend das Berhältnis des Eroberers zu der Bevölkerung des eroberten Landes. Da blieben im wesent= lichen nur zwei Gebiete: Belgien, Nordfrankreich und Ditpreußen. Ueber Oftpreußen fehlen aber die ruffischen Berichte; sie sind zurzeit nicht aufzutreiben, so daß man fast nur auf die deutschen Berichte angewiesen ift. Sätte sich der Berfasser nur auf diese gestützt, so hatte man ihm zu recht ungerechtes Urteilen vorwerfen dürfen. Wenn er infolgedessen sich fast ausschließlich auf die belgische Invasion beschränkt, wenigstens soweit es diesen Krieg betrifft, so weiß man doch gut, daß er nicht einer feindschaftlichen Stellung gegenüber Deutschland damit Ausdruck geben wollte. Er hat im übrigen England und Frankreich nicht geschont, sondern ohne Furcht aus ihren früheren Kriegen bewiesen, daß der Militarismus überall derselbe bleibt, gestern und heute. Es geht gegen den Rrieg und seine Wertzeuge, gegen den Militarismus und den Kriegsaberglauben, gang gleich ob er nun deutsch, frangosisch oder englisch sei. Staatszugehörigkeit zu der einen oder andern Seite hat das Urteil nicht geschärft und nicht gemildert. Reinem zulieb und keinem zuleid; aber allen zum Beil.

Der Verfasser untersucht nur die Grundlagen der heutigen Rriege. Alles weitere sollen spätere Bande dieses Riesen= werkes bringen. Er geht gleich auf sein Ziel los und fragt sich, ob die menschliche Natur jum Rriege pradestiniert sei, ob der Krieg und die menschliche Natur untrennbar seien. Dieser Anfang mag manchen befremden. Wer gewohnt ist, den Menschen nicht nur als Schaffenden, sondern auch als etwas Gewordenes und etwas Bedingtes anzusehen, wird zweifellos zuerst die Ursachen untersuchen wollen, welche den Menschen zum Kriege geschaffen haben. Der Kriegswille vieler Menschen scheint uns logischer Ausfluß eines Snstems ju sein, dem man hatte nachgehen sollen; dieses Snftem durchdringt unsere ganze Kultur und drängt zum Kriege. Auf dem Boden einer Wirtschaftsunordnung gedeiht der Ellenbogenwille der Einzelnen, der durch Erziehung zum Rriegswillen der Bolfer umgeschmiedet wird. Un den Unfang des Bandes hätte daher das Kapitel Imperialismus gehört, das der demokratische Berfasser erst als sechstes bringt. Imperialismus gebiert den Militarismus, dieser wiederum Schafft sich durch die Staatsmaschine und durch Die vollständige Imprägnierung unseres Lebens die Menschen jum Rrieg um. Er macht sich den heldischen Willen, der in jedem Menschen schlummert, untertan, indem er ihm keine andern Wege zur Betätigung weist als einzig und allein ben Rrieg. Durch diese Anordnung ware manches logischer, geschlossener geworden als es jett ift.

In sieben großen Kapiteln untersucht der Verfasser das Wesen des Krieges. Zur Natur des Menschen gehört der Kampf und die kriegerische Veranlagung. So hat man behauptet und hat diese Theorie durch Darwin und sein Zuchtwahlgesetz zu festigen gesucht. Der Krieg bringe, wie

der Rampf uns Dasein, die Auslese der Stärkern. Immer aber, wenn ein Gesetz automatisch auf das Menschenleben aus der Zoologie übertragen wurde, hat es, wie alle solche schematischen Ausgleichungen, Unheil bewirkt. Es ist ganz sicher, daß im menschlichen Zusammenleben nicht so sehr der Kampf um den Futterplat eine Weiterentwicklung gebracht hat, sondern das Gesetz der gegenseitigen Hilfe. Es gibt hierüber fein lehrreicheres Buch als des ruffischen Fürsten Rropotfin Wert "Gegenseitige Silfe". Der Berfasser zeigt da mit eindringlichem Ernst. daß hochentwickelte Tierarten untergegangen sind, weil sie nicht verstanden, sich zu organisieren, wie aber minder entwidelte durch Ausbildung ihrer Gemeinschaften blühten und emportamen. Man braucht dabei nicht nur an die leichten Beispiele der Ameisen und Bienen zu denken. Gerade unter den hochentwickelten Raubtieren gibt es Arten, die gemeinschaftlich jagen; selbst von den Löwen erzählt man sich, gestützt auf neuzeitige Beobachtungen, die merkwürdigsten Dinge in dieser Sinsicht. Aber auch wenn man davon absieht, so ist die Bergleichung dieses grausamen Maschinenkrieges auf feinen Fall dem Geset der Auslese gleichzustellen. Wer wird denn heute gemordet? Die jungen, fraftigen Männer, die eigentlich eine neue Generation erzeugen können, werden ausgerottet, während alles, was irgendwie verfrüppelt ift, daheim bleiben und für Nachwuchs sorgen kann. Die philosophische Unwendung des Darwinismus auf den heutigen Rrieg scheint von einem Iguano= dongehirn ausgehedt worden zu sein.

Aber gang abgesehen von der logischen Unhaltbarkeit dieser Theorie, die dazu dienen muß, um den Raufboldwillen alter Reitergenerale zu idealisieren, bringt Zurlinden machtigere Zeugnisse dafür, daß der Rrieg sich selbst ad absurdum geführt hat. Das sind die Stimmen der Jungen. Die wollen nichts mehr von einem Rrieg wissen. Sie betrachten ihn, wenn sie einmal ruhig sind und nicht in der Maschinerie des Rrieges Denken und Wollen verloren haben, als einen Gott, an den sie nicht mehr glauben. Der Mensch schafft sich seine Götter selbst, sie aber haben sich den nicht ge= schaffen; sie betrachten ihn als den Gott der Alten, der ihnen seltsam fremd ist. Die Zeit ist noch nicht lange hinter uns, da Bäter und Sohne Gegensate waren, wie im großen Wert des Russen Turgeniew. Es wird die Zeit kommen, und wir erleben unter den Gewittern des Rriegs ihre erste Morgenröte, da keine Brüde mehr vom Kriegsland der Alten ins Friedensland der Jungen führen wird. werden sich dies Land wahren mit dem Schwert gegen jeden Friedensstörer.

Schon der Krieg als Entwidlungsfaktor ist ein Kriegs= aberglaube. Es gibt deren mehr, und Zurlinden kann auf eine hubiche Bahl aus diesem Aberglaubengebiet hinweisen; sie wird uns in einigen Jahren so seltsam vorkommen, wie dem Mediziner heute die Volksmedizin der Schärmauser. Der Rrieg als Erzieher lehre die Menschen wieder idealistisch denken und den Materialismus verachten. Man könnte bei diesem dreijährigen Rrieg auf Goethe hinweisen: "Begei= sterung ist keine Seringsware, die man einpödelt für einige Jahre." Und tatsächlich erträgt eine so lange Sochglut der Begeisterung kein Mensch, geschweige denn ein Bolk. Aber es ist schwer, heute, wo nur die rohe und die kalte List, die schlaue Berechnung herrschen und wo fromme Geduld, Ebelmut und Große nur Dinge find, die man den dummen Bölkern zumutet, heute, wo wir so viel Tote haben, daß, gonnte man jedem Toten nur einen armen Meter Blat für sein Grab, eine Graberreihe entstehen mußte, die von der äußersten Spite Spaniens hindurchreichen mußte durch gang Spanien, Frankreich, Deutschland, Rugland und noch zweitausend Kilometer nach Sibirien hinein: heute lohnt es sich wirklich nicht mehr, von der erzieherischen Kraft des Krieges ju reden. Wer draußen gewesen ift in den Schützengraben, ber redet nicht viel mehr vom Seldentum, der überläßt das Reden von der Erziehung zur Männlichkeit Leuten, wie der Stubenhoder Hofrat Bierordt in Karlsruhe einer ist. Wie Krieg und Charafter sich zueinander verhalten, das zeigt Baul Isg in einem kleinen Beispiel. Er befand sich in einer Berliner Wirtschaft, als ein Alkoholiker, der wohl auf Freidier hoffte, hereinstürmte und rief: "Meine Herren! Soeben hat Seine Majestät durch einen Leutnant unter den Linden verkünden lassen, daß die Festung Besort gefallen ist." Großer patriotischer Jubel, händeschütteln, Zutrinken, Kaiserhymme. Ilg traut der Botschaft nicht und bleibt sizen. Aber schon schreien mich einige Patrioten an: "Aufstehen! Aussänder raus!" Widerstand wäre Selbstmord, gefährlicher noch, als wenn ich in einer eidgenössischen Feltbütte ausrusen würde: "Euren Helden Winkelried hat es nie gegeben!" Zähneknirschend beug' ich mich unter das kaudinische Joch der blöden Huraschreier und erteile mir für fünftige Fälle die trefsliche Lehre, die Tell seinem Sohne gibt: Was kümmert uns der Hut, komm, laß uns gehn!"

Zum Kriegsaberglauben gehört ja schließlich auch der Glaube an die Zahl, der selbst in Deutschland, das alles so sehr auf Qualität gerichtet zu haben glaubt, in den Gedanken lebt, die etwa Treitschke äußert und die zu Anfang des Kriegs von vielen Deutschen, aber auch von Schweizern, die deutsches Brot aßen und sich jenseits des Rheins geborgen glaubten, äußerten, als man sagte, daß das Leben der Rleinstaaten erbarmlich sei und keinen Boden für große Männer und große Taten biete. Damit hat man ja von seiten Karl Busses Karl Spitteler zu "erledigen" geglaubt. damit möchte man uns bevormunden, weil wir so wenig weitblidenden Geist bewiesen haben. Es wird sich schlieglich aber noch zu erweisen haben, welcher Geist für die Butunft wichtiger sei, der Goethegeist des kleinstaatlichen Weimar, allwo Berftehen für die andern herrschte, oder der Geift des großstaatlichen Preußen, das Bismard und seine Philosophen Treitschke, Bernhardi, Rorbach gebar, der Geist der fleinen Schweig, die mit weitem Blid gleichdenkende Bolfer verschiedener Rasse und verschiedener Junge zu gemeinsamer Arbeit zu einen sucht, sucht allerdings, oder der Geist ber Großstaaten, der für völkische und staatliche Minderheiten nichts kennt als Unterdrückung und Knechtung. Der Gegensat, der zwischen diesen beiden Prinzipien liegt, dem Prinzip ber gegenseitigen Silfe und der Organisation der Welt und dem der Herrschaft und Unterdrüdung und der Diktatur, dem der Selbstbestimmung und der Autorität, fann gar nicht genug herausgearbeitet werden; das führt denn Zurlinden zu seinem Kapitel über das Autoritätsprinzip.

# 6äng mueß es Früelig [y!

Und grüeft und Lärme g'macht, A Tür und sänster g'hoschet Spät i der syst're hacht.

Da möcht' g'wüß öpper yne, Mueß luege, wär es isch, Und isch's en arme Züttel, De chunnt er a mi Tisch.

I düßele zum sänster Und güggele dür e Spalt:
Da steit voll Biecht, Yschzäpse Der Winter. — Bu, wie chalt!

Los, Kärli, chasch di stryche;
Di la=n=i g'wüß nit y;
Vowäge=n=i mim büttli
Da mueß gäng srüelig sy!

Jakob Bürki.